



Gemütlicher Sonntagsbrunch auf der
Gemeinschaftsterrasse mit Garten

45 Wie schaut ein Wohnbau für Frauen aus? Was müssen die Räume können? Was ist das »Andere«, das Weibliche, das bisher nicht berücksichtigt wurde? Der Verein »ro*sa«, die Architektin Sabine Pollak und der Bauträger GPD sind diesen Fragen neun Jahre lang nachgegangen, bis das Frauenwohnprojekt Wirklichkeit wurde. Jetzt, drei Jahre nach Fertigstellung, hat Sibylle Hamann für NiVo das Haus und seine Bewohnerinnen besucht: eine Reportage von Gemeinschaft und Gemeinschaftlichkeit.

Text: Sibylle Hamann
Fotografie: Katarina Šoškić

Wer die Anton-Sattler-Gasse im 22. Wiener Gemeindebezirk entlanggeht, den Blick über die Fassaden schweifen lässt, kann gar nicht anders, als den Klischees im eigenen Kopf zu begegnen. Vielleicht stehen besonders viele Kinderwagen davor? Oder sind die Fensterbänke mit besonders prächtigen Blumen geschmückt? Ein Frauenwohnhaus könnte betont bescheiden ausschauen, oder betont stolz. Besonders bieder oder besonders ausgeflippt.

Aber dann steht man auch schon davor. Nein, rosa ist es nicht, obwohl es »ro*sa« heisst. Die der Strasse zugewandte Seite ist in warmen Tönen gehalten. Beige und dunkelgraue Eternitplatten wechseln einander ab, das wirkt leicht, warm und gleichzeitig edel.

Nein, das Haus verrät sich nicht von weitem. Es versteckt sich nicht, aber es fordert seine Umgebung auch nicht zum Kampf heraus. Wer nichts von ihm wissen will, den lässt dieses Haus in Ruhe. Man muss schon näher kommen, sich einlassen, um zu erfahren, was seine Besonderheiten ausmacht.

»ro*sa Donaustadt« ist keine alternative WG. Es ist kein Frauenhaus, in dem misshandelte Frauen Schutz finden. Und anders als manche Böswillige behaupten, ist es auch keine gefährliche Höhle, in der Männer gefressen werden. 40 Wohnungen hat dieses Modellprojekt, zwei Drittel davon wurden an Frauen vom Verein »ro*sa Donaustadt« vergeben. Um die am häufigsten gestellte Frage gleich zu beantworten: Ja, Männer dürfen in diesen Wohnungen wohnen; als Söhne, Freunde, Lebensgefährten. Aber den Vertrag unterschreiben – das sollten sie eher einer Frau überlassen.

»ro*sa Donaustadt« ist kein frei finanziertes Luxusprojekt, sondern Teil des geförderten Wiener Wohnbaus. Absichtlich. Denn die Frauen, für die es gedacht ist, gehören nicht zu den privilegierten Gruppen auf dem Wohnungsmarkt. Die meisten sind alleinstehend, viele über 60 Jahre alt, einige alleinerziehend. Sie sind Archäologin oder Buchhalterin, Krankenschwester oder Künstlerin. Sozialer Wohnbau heisst, dass man nicht mit Gleichgesinnten unter sich bleibt. Das verbleibende Drittel der Wohnungen wird daher vom Wohnservice vergeben; nach dessen Kriterien. Meist an Familien mit mehreren Kindern. An Menschen, die oft gar nicht genau wissen, worauf sie sich hier einlassen. Was meistens kein Problem ist. Manchmal aber schon.

»Ja, einige Begegnungen waren seltsam«, erzählt Mariana Potocnik, die ehemalige Vereinsobfrau, eine Bewohnerin der ersten Stunde, die seit Dezember 2009 mit ihrer Katze im Erdgeschoss wohnt, gleich neben dem Schwarzen Brett. Sie erinnert sich an einen vom Wohnservice vermittelten Mieter: »Sooo ein Riegel war der. Der hat ständig versucht, sich gegen die Frauen durchzusetzen. Der ist aber recht bald wieder ausgezogen«, sagt sie und kann sich beim Nachsatz das Grinsen nicht ganz verkneifen. Mit den zwei chinesischen, einer philippinischen und einer indischen Grossfamilie, die über den Wohnservice hierherkamen, verstehe man sich hingegen prächtig.

Frau Potocnik ist 67 Jahre alt und pensionierte Kindergartenpädagogin. Ihr ganzes Berufsleben lang hat sie für Sozialvereine gearbeitet, und wenn sie spricht, aufmerksam, lebhaft und gleichzeitig besonnen, merkt man ihr die gelernte Kommunikatorin an.

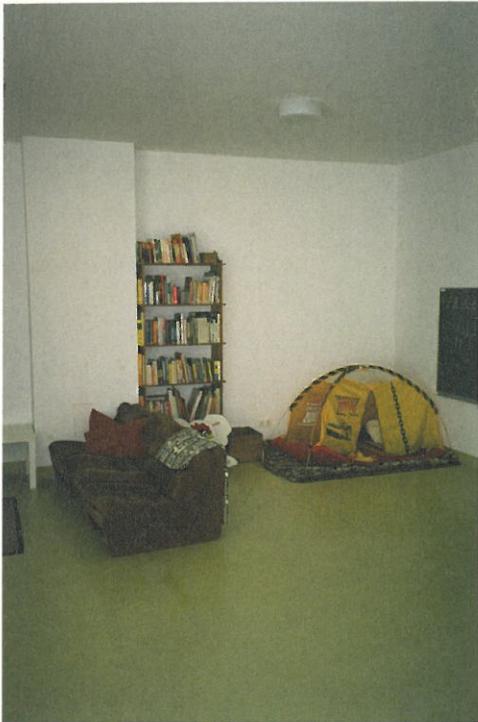
Ja, Männer dürfen in diesen Wohnungen wohnen; als Söhne, Freunde, Lebensgefährten. Aber den Vertrag unterschreiben – das sollten sie eher einer Frau überlassen.

Das war wahrscheinlich von Vorteil in dem langen, aufregenden, bisweilen mühsamen gruppenspezifischen Prozess, der sie hierhergeführt hat. Viele Jahre lang hat sich die Gruppe bei wöchentlichen oder monatlichen Vereinstreffen über feministische Wohntopien ausgetauscht. Hat die gesellschaftlichen Bedingungen diskutiert, die Frauen von einem selbstbestimmten Leben abhalten. Hat Grundrisse skizziert und wieder verworfen, Finanzierungsmodelle durchgerechnet, gestritten und sich gegenseitig wieder motiviert, ehe aus der abstrakten Idee dieses konkrete Haus aus Beton wurde.

Doch jetzt ist Frau Potocnik, samt Katze, angekommen. Führt durch ihre 54 Quadratmeter, Wohnküche, Schlafkabinett, Bad. Auf ihrer kleinen Terrasse steht ein Nordsee-Strandkorb, mit Blick auf prächtige Sonnenblumen. Die knapp bemessene Wohnfläche, sagt sie, sei »völlig ausreichend für eine Person wie mich«. Zumal der Raum, auf dem sie lebt, ja nicht an ihrer Wohnungstür endet.



Die Ruheständlerin Mariana Potocnik auf der Terrasse ihrer Wohnung im Erdgeschoss. Die ehemalige Vereinsobfrau ist eine der Initiatorinnen des Projekts »ro*sa« und Bewohnerin der ersten Stunde.



Nebst ihrer Wohnung hat sie zum Leben noch den breiten, leuchtend erbsengrün gestrichenen Gang, der viel mehr ist als ein Verbindungsbereich zwischen den einzelnen Wohnungen. Er hat grosse Fensterflächen, mit gepolsterten Bänken in den Nischen – dort kann man sitzen, tratschen, lesen, die Kinder beim Spielen beobachten. Gleich neben ihrer Wohnung befindet sich der Gemeinschaftsraum mit Sofa, Tisch, Kinderecke und Küche, wo gemeinsam gekocht und gegessen werden kann. Davor, eine Gemeinschaftsterrasse, auf der an Sommersonntagen ein Brunch hergerichtet wird. Und der Garten.

Es kommt oft vor, dass Frau Potocnik auf Nachbarkinder aufpasst, wenn Bedarf besteht. Sie fragt immer, ob sie anderen etwas mitbringen soll, bevor sie aufs Rad steigt und zur Biobäuerin fährt. Sie hat dabei zwar die Erfahrung gemacht, dass es anderen nicht immer leichtfällt, Hilfe anzunehmen. Speziell alleinerziehende Mütter seien gewohnt, sich allein durchzubissen. »Doch man kann Gemeinsamkeit lernen«, sagt sie. Diese Art zu leben passiert nicht zufällig. Dahinter steckt ein Konzept. Und eine Architektin, die sich das ganze Projekt ausgedacht und von Anfang an begleitet hat.

Sabine Pollak forscht und lehrt an mehreren Universitäten. Sie beschäftigt sich mit Feminismus und Wohnen, seit sie denken kann – theoretisch ebenso wie praktisch. »Die

Das gemeinsame »Wohnzimmer« mit Sofa, Tisch, Kinderecke und Küche wird besonders von den jungen Bewohnern gern und oft genutzt.

Geschichte moderner Architektur lässt sich als ein permanenter Prozess des Ausschliessens von Frau und Weiblichkeit lesen«, schrieb sie in ihrem Buch *Leere Räume. Weiblichkeit und Wohnen in der Moderne*, das 2004 erschienen ist.

Diese Art zu leben passiert nicht zufällig. Dahinter steckt ein Konzept. Und eine Architektin, die sich das ganze Projekt ausgedacht und von Anfang an begleitet hat.

Schon während ihres Architekturstudiums fiel Pollak eine grundlegende Schiefelage im Wohnbau auf. Frauen verbringen im Durchschnitt viel mehr Zeit in Wohnungen als Männer. Sie arbeiten deutlich mehr im Haus. Doch bei der Auftragsvergabe, Planung und Ausführung von Wohnbauten haben sie in der Regel wenig mitzureden. Sowohl bei den etablierten Bauherren als auch bei den Finanziers und Architekten stellen Frauen bloss eine kleine Minderheit. All das, ist Pollak überzeugt, sehe man den Häusern am Ende an.

Sie selbst hat die Defizite am eigenen Leib erfahren, als sie in einem klassischen Wiener Zinshaus lebte als alleinerziehende Mutter einer Tochter. Zu den Nachbarn

Alle Generationen leben, in verschiedenen Wohnformen, im Frauenwohnprojekt zusammen. 2010 wurden acht Babys im Haus geboren.



gab es so gut wie keinen Kontakt. »Da war die klischeehaft grantige Hausbesorgerin, aber keine Ansprechperson«, erinnert sie sich. Was sich in der Hausarchitektur widerspiegelte. Raum für Begegnungen war keiner vorgesehen. Nachbarn können in einem derartigen Setting kaum als Verbündete, sondern bloss als Störung wahrgenommen werden: als Rivalen um knappen Platz, die einem mit Buggys oder Fahrrädern den Weg verstellen.

Im modernen sozialen Wohnbau sollte das eigentlich anders werden. Tatsächlich setzten die grossen Gemeindebauhöfe im Roten Wien der Zwischenkriegszeit neue Standards: Plötzlich gab es Grünflächen zwischen den Wohnblöcken, Bibliotheken, Kindergärten und Veranstaltungssäle, gemeinsam benützte Waschküchen.

Doch auch aus dem Gemeindebau atmete das Geschlechterverhältnis der traditionellen Kleinfamilie. Jedes Zimmer hatte seinen klar zugewiesenen Zweck. Hier schliefen die Eltern, dort wurden die Kinder verwahrt, Letztere meist in schmalen, schlauchartigen Zimmern; dazwischen enge Flure und viele Türen, um alle Bereiche sauber voneinander zu trennen. Die Küche blieb ein »Restraum«, meist mit Blick auf den Hinterhof, gerade gross genug, dass ein Mensch allein darin arbeiten konnte, ohne die übrigen Familienmitglieder oder Gäste mit seinem Anblick oder gar Topfgeklapper zu belästigen.

Blick auf die gemeinsame Dachterrasse des Hauses

Mittlerweile haben sich diese Prioritäten verschoben. Der grosse gemeinsame Koch-, Ess- und Wohnraum ist im gehobenen Wohnbau mittlerweile Standard. Er ist nicht nur praktisch, es tut auch sozial gut, wenn man die Kinder aus den Augenwinkeln beobachten kann, während man kocht. Und wenn einem die Gäste gleichzeitig beim Gemüseschneiden zur Hand gehen können. »Der grosse Küchenblock, der mitten im Raum steht, gilt heute als schick, speziell wenn Männer hinter dem Herd stehen«, sagt Pollak.

Hausarbeit ist nichts, wofür man sich genieren und verstecken muss. Sie wird erträglicher, wenn sie sichtbar, gemeinsam und an freundlichen Orten erledigt werden kann: Daraus spricht eine andere, zeitgemässere Idee von Familie.

Man kann diese Idee allerdings noch weiter denken. Sabine Pollak führt durchs Haus. Wie radikal sie die Verhältnisse vom Kopf auf die Beine gestellt hat, begreift man erst, wenn man im obersten Stockwerk ankommt. Dort, wo normalerweise das Penthouse liegt, mit Fernblick über die Dächer, thront die Waschküche. Nein, erzählt die Architektin, selbstverständlich sei es nicht ganz einfach gewesen, den Bauträger zu überzeugen, dass man die wertvollsten Quadratmeter einer Liegenschaft einer derart profanen Tätigkeit wie dem Waschen widmen könne.

Der breite Gang ist mehr als nur Verbindungsbereich zwischen den Wohnungen. In den gepolsterten Fensterbänken nimmt man Platz, zum reden, lesen und kann die Kinder beim Spielen beobachten.



Erst auf den zweiten Blick erscheint es logisch, denn die nassen Leintücher trocknen hier oben viel besser als in einem feuchten, finsternen Keller. Und man kann die Kinder hierher mitnehmen, damit sie auf den umliegenden Hochbeeten Tomaten ernten oder Erdbeeren naschen können. Auch die gemeinschaftliche Sauna mit Fernblick ist wesentlich attraktiver als die Sauna neben der Garage, wohin sie üblicherweise gestellt wird. Speziell im Winter, wenn man nach dem Aufguss hinausgeht, in den Schnee auf dem Flachdach, und unten die Lichter der Stadt funkeln.

Auch bei den Wohnungsgrundrissen prallt eine Architektur, die die Bedürfnisse von Frauen in den Mittelpunkt stellt, auf die hartnäckige Macht von Gewohnheiten. Der Lebens- und Beziehungsalltag von Frauen ist vielfältig – in der Gesamtgesellschaft ebenso wie bei den »ro*sa«-Frauen. Die einen leben mit Männern, die anderen mit Frauen; die einen mit Beziehungspartnern, die anderen mit Menschen,

Der Nordsee-Strandkorb von Mariana Potocnik mit Blick auf ihre Terrasse und die prächtigen Sonnenblumen



die keine Beziehungspartner sind; die einen mit minderjährigen Kindern, die anderen allein. Im sozialen Wohnbau kommen all diese Wirklichkeiten bloss als Ausnahme vor. Dort dominiert immer noch die 70-Quadratmeter-Normwohnung für die Mutter-Vater-Kind-Normfamilie.

Wohnungen, die ein selbstbestimmtes Leben ermöglichen, müssen sich anpassen können. Verschiedenen Varianten von Patchworkfamilien und sich verändernden Bedürfnissen einzelner Mitglieder. Um möglichst viele Nutzungen zu erlauben, sind alle Zimmer, die Pollak im »ro*sa«-Haus geplant hat, neutral. Hier kann man zusammenlegen, dort teilen, hier wäre Platz für eine Pflegerin, und wenn die Tochter erwachsen wird, kriegt sie eine eigene Eingangstür.

In der bürokratischen Praxis jedoch stiess die Architektin dabei an Grenzen. Mehrere Wohnungen waren als WGs geplant; mit eigenem Schlaf-, aber gemeinsamem Essbereich. Im letzten Moment hat man dann doch noch

Liesl Fritsch, eine pensionierte Pharmazeutin, pflegt einen runden Blumen- und Gemüsegarten auf der Dachterrasse.



Zwischenwände eingezogen und einzelne Kleinwohnungen daraus gemacht. Zu schwierig war es, die Haftungsfragen in den Verträgen zu klären. Ausserdem, meinen die Bewohnerinnen, habe die Genossenschaft an den dauerhaften Bestand des ganzen Projekts wohl nicht ganz geglaubt – und wollte verhindern, nach dem Scheitern auf unvermittelbaren Wohnungen sitzenzubleiben.

Wir schauen in die Bibliothek. Es ist eine Kleinwohnung im ersten Stock, die von den »ro*sa«-Frauen auch als Vereinslokal genützt wird. Ein Porträt von Johanna Dohnal, der ersten österreichischen Frauenministerin (1990) und Ikone der feministischen Frauenbewegung, hängt an der Wand. Liesl Fritsch, eine pensionierte Pharmazeutin, blättert durch die Folianten, in denen alles archiviert ist: die Protokolle der Vereinstreffen, die Debatten mit Gegnern und Neidern, die mediale Berichterstattung. Man hat sich abgearbeitet an Grundfragen der menschlichen Existenz.

Das Sofaeck im Gemeinschaftsraum; generationsübergreifend beliebt



An der Linie zwischen Individualismus und Solidarität. An Alternativen zum Kapitalismus. An gesellschaftlichen Machtfragen und persönlichen Befindlichkeiten.

Vieles wurde hier angedacht. Wie man sich fortpflanzen kann, ohne der Familie in die Falle zu gehen. Wie sich jene Generation, die einst die WGs erfunden hat, das Leben im Alter vorstellt. Wie man sich private Dienstleistungen teilen könnte, wenn man sich auf den Staat nicht verlassen will. »In vielem sind wir der Zeit noch voraus«, sagt Pollak; für vieles ist die Stadt rundherum noch nicht bereit.

Doch die Stadt kommt näher. Wenn man vom Dach hinunterschaut, sieht man die Kräne. Wo vor wenigen Jahren noch Werkstätten, Spenglereien und wilde, undefinierte Grünflächen lagen, entsteht heute die »Kagraner Spange«, ein grosses neues Wohngebiet. Ob der Rest der Gesellschaft will oder nicht: »ro*sa« rückt näher. Eigentlich sind wir schon fast mittendrin.

Nachbarschaftliche Kommunikation funktioniert im Haus »ro*sa« vor allem informell.

FRAUENWOHNPROJEKT RO*SA DONAUSTADT

Standort: 1220 Wien (AT) • Architekten: Koeb & Pollak, Wien (AT) • Bauzeit: 2008 – 2009

• Bauherrenschaft: WBV-GPA Wohnbauvereinigung für Privatangestellte, Wien

• Fassadenunternehmer: DYWIDAG GmbH • Faserzement-Platten: Eternit PLANEA

Sonderfarben

Etwas Besonderes und zugleich angepasst, anspruchsvoll und zugleich integrativ: Voller Gegensätze präsentiert sich das Gebäude mit dem hohen sozialökonomischen Anspruch seiner Bewohnerinnen. Es integriert sich in ein vorstädtisches Konglomerat aus Reihenhäusern und 1960er-Jahre-Hochhausscheiben – und hebt sich doch schon allein durch die Fassade davon ab.

Experiment Frauenwohnprojekt

In der Tradition des Roten Wien und seines experimentellen Wohnbaus sehen die Architekten Koeb & Pollak den Prototypen für die Zielgruppe »Frau«. Die Entwicklung entstand in gemeinsamer Planung mit dem Verein »ro*sa«, dessen Eigeninitiative sie von der ersten Idee bis zur Grundstücks- und Bauherrensuche begleitete. Räumlich manifestiert hat sich das Modell nach fast neun Jahren an einem langen, schmalen Grundstück im 22. Wiener Gemeindebezirk. Der Bau nutzt die gesamte bebaubare Fläche; die maximale Kubatur wird durch Einschnitte im Baukörper auf die vorgeschriebenen 70 Prozent reduziert, was dem

langgestreckten Gebäude einen Rhythmus verleiht, den die Fassade mit ihrem farblichen Wechsel der Faserzement-Platten noch steigert.

Starke Konstruktion für Flexibilität

Entsprechend den gewünschten variablen Grundrissen und Wohnungsgrößen wählten die Architekten ein Platten-Stützen-System in Stahlbeton. So konnte bis auf wenige notwendige Scheiben in Längs- und Querrichtung die Konstruktion in Stützen und Decken geführt werden. Um einer im Grundstück verlaufenden Fernwärmeleitung auszuweichen und das Gebäude dennoch an die Kante zu setzen, kragt der Bau ab dem Erdgeschoss aus. Die konstruktiven Scheiben und Stützen rücken somit von der Fassade ab, was den Eindruck von Offenheit und Durchlässigkeit im Inneren des Gebäudes deutlich verstärkt. Bei allen Wohnungstypen sind die konstruktiven Elemente von raumbildenden Elementen getrennt, in Säulen aufgelöst und erlauben auch nachträgliche Anpassungen und Veränderungen der Grundrisse. Grössere Wohnungen erhalten ausserdem eine Sollbruchstelle für einen zweiten Eingang und können so nachträglich geteilt werden.

Auf »Wiener Art«

Die Entscheidung für Faserzement-Platten fiel relativ früh, nachdem die ursprünglich geplante Vollwärmeschutz-Fassade im Gestaltungsbeirat gefallen war. Zuerst in »Schwarz« konzipiert, entschieden sich Koeb & Pollak für eine

verspieltere zweifarbige Lösung. Nun verkleiden grossformatige, stehende Platten in der Sonderfarbe Beige und Dunkelgrau die gesamte Fassade des Gebäudes einschliesslich der Loggien. Die Verlegung wurde nach »Wiener Art« vorgenommen – was nichts anderes heisst, als »Hindernisse« wie Mauervorsprünge oder Fensteröffnungen nicht einzupassen, sondern davor einfach »abzuschneiden« und danach wieder von vorne zu beginnen. »Die Fassade des Frauenwohnprojekts ist eine Variation dieser »Wiener Art«, erklärt Sabine Pollak. War wegen einer Fensteröffnung ein Verschnitt notwendig, wurde die Farbe gewechselt, und einzelne Platten wurden in der Gegenfarbe hervorgehoben. Der Gleichförmigkeit wurde »Abbruch getan« – trotz der einformatigen Platten und gleich grossen Fensteröffnungen entstand ein beige-graues Schattenspiel, das die Fassade fast ein wenig skulptural erscheinen lässt.

Der inverse Raum zum Baukörper ist im Inneren die Passage. Ein Raum, der normalerweise als Gang zu bezeichnen wäre. Im Fall von »ro*sa« ist die Passage als Einschnitt über die gesamte Länge des Baukörpers ausgeführt, ein innen liegender, dreigeschossiger »Passagenraum« mit drei Meter Breite. Durch unterschiedliche Raumhöhen, Nischen und Belichtungen wird die Passage zu einer halböffentlichen Zone und nicht selten zu einem erweiterten Wohnraum – vor allem durch die Kinder des Hauses.

Text: MaHo